

Sanela Tadić

Die Blaue Note

Novelle (1/2013)

„Writing is easy.
All you do is
sit down at a typewriter
and open a vein.“
(Ernest Hemingway)

„I'd love to wear a rainbow every day,
And tell the world that everything's okay,
But I'll try to carry off a little darkness on my back,
'Till things are brighter, I'm the Man In Black.“
(Johnny Cash)

Seine Songs handeln alle von gläsernen Menschen. Von den Zerbrechlichen, Gespaltenen und Versehrten. Von geschädigten, in Scherben liegenden Leben, die es wirklich gibt, die er nicht erfinden muss. Es sind Menschen, die er kennt oder einmal gekannt hat, die in sein Herz eingingen wie in die aufschreiende Musik, die er spielt. Die Musik der Sklaven, gebrochenen Rebellen. Helden des Blues.

Marlon Travis spielt jeden Abend im „Blue Notes“. Seine Auftritte sind bescheiden, glanzlos und schlicht für die sonst Effekt haschenden Ansprüche unserer Zeit. Nur er allein, seine Stimme, seine elektrische Gitarre und seine

Mundharmonika. In einer schlichten Bar für unscheinbare VIP's, wo Menschen aus Glas sich im Halbdunkeln sehen lassen können, sich *outen* können. Ohne in tausend Splitter zu zerspringen, sich schamvoll inwendig zu verkriechen, um sich heimlich mühsam wieder zusammensetzen. Unbedingt stabil zu wirken, doch mit jedem Bruch ein Stück von ihnen selbst unauffindbar bleibt. Für den Rest ihres Daseins verloren. Ein Teilchen Seele, das nicht mehr zu ihnen zurückfindet, was sie schutzloser macht, wehrloser gegen die harten Elemente dieser Welt.

Im ‚Blue Notes‘ trinken sie nicht, um bis zur Besinnungslosigkeit trunken zu werden. Allen aufbegehrenden Schmerz oder jede Lust, jede Freude runterzuschlucken, zu vergessen, zu zähmen. Im Gegenteil. Sie trinken, um Erinnerungen, Träume und Visionen zuzulassen, sie aufgeweicht hochzuspülen. Aus tiefsten Verdrängungen genauso voll zu schöpfen wie aus feurigen Sehnsüchten. Um das erhitzte Blut zu spüren, das ihren Körper aufpeitscht. Die sich überschlagenden Basstöne ihres Herzens zu hören. Um zu fühlen, dass sie das Leben nicht kalt lässt, weil ihnen alles und jeder nahe geht, ihnen alles und jeder schaden oder sie heilen kann. Dass in ihnen auf ganz natürliche Weise Leben auf Leben antwortet.

Warum sie trinken, sind dieselben Gründe, warum Marlon Travis ihre Songs schreibt und singt. Nüchtern. Mehr Zigaretten als Nahrung einnehmend. Sich niemals schonend. Sich immerzu abnutzend. Todesbewusst dem Leben zugewandt. Kurz und schädlich mag es sein – aber aus dem Vollen gelebt.

Marlon ist dort weit mehr als ein Entertainer oder Performer, etwas weit Tieferes, Bedeutenderes. Jemand, den man als selten bezeichnet. Auf jeden Fall eine unerwartete Ausnahme unter den regelrechten Erscheinungen unseres

Alltags. Er ist für sein Publikum das geworden, was für Juden die Klagemauer ist. Für Christen der Beichtvater. Für Schamvolle und Gedemütigte der liebende Blick anderer Menschen. Er ist ein weißer Mann, dessen Stimme schwarz klingt und aus einer schwarzen Tiefe kommt, die nicht böse, aber auch nicht engelsgleich ist, weil kein Mensch nur das Gute erfährt, nur mit Engeln zu tun hat, wenn er überhaupt je einem sterblichen Engel begegnet. Marlons Stimme trägt all das Unaussprechliche, Ungelebte oder Missglückte hinaus, was für gewöhnlich auch die härtesten Menschen mit ins Grab nehmen. Manche früher, andere später. Auffallend früh die Verschwiegenen, in sich selbst Eingesperrten. Er singt, was sie vor anderen nicht aussprechen, nicht zeigen und oft nicht (aus)leben. Was einfach zu traurig, zu entwürdigend, viel zu hässlich oder aber auch viel zu schön, zu lustvoll und ekstatisch ist, um es sich im Leben, wie man es kennt, zu erfüllen.

Es ist ihm egal, dass seine Songs mit solchen Texten, mit diesen mutigen, kitschfreien Einblicken ins wahre Leben, niemals ein kommerzieller Erfolg werden könnten. Nie würde er auf einer großen Konzertbühne stehen wollen, wo das Publikum ein riesiger, anonymer Haufen von Schatten ist, mit Stimmen, die er keinem bekannten Gesicht zuordnen kann. Keiner Seele, die er erfühlt und erkannt hat.

Viele wollten ihn fördern und haben ihn gefragt, ob er – mit seiner begnadeten Stimme, seinem Talent fürs Schreiben – aus diesem winzigen Kaff im südlichsten Sumpf Amerikas nicht ausbrechen will. Raus aus dieser kleinen, letzten Blues-Bar, die größtenteils von Tragödien, manchmal aber auch von Glücksexplosionen lebt. Marlon sollte berühmt werden. Wahrgenommen werden. Kein sich auflösender Punkt in der Menge sein. Das große Geld

verdienen. Von den schönsten Frauen umworben werden. Um jeden Preis jemand sein!

Warum er ausgerechnet dort spielt und singt fragen sie ihn nicht, weil sie es mit Bedauern ahnen. Warum er dort im kleinsten Kreis erkannt und für die große Welt unsichtbar bleiben will. Warum er unablässig in Erinnerungen anderer wühlt. Glühenden, offenen Herzens auf Wunden sieht, Narben bedauert oder einmalige Freuden teilt, die ein ganzes Menschenleben ausfüllen können. Warum er die Sehnsucht nach Wundern zelebriert, die unter Menschen so gut wie nie passieren, die er aber in seinen Songs in Aussicht stellt. Dort die Hoffnung am Leben erhält. Sie willentlich mittels Melodien und Rhythmen beatmet, die keiner überhören kann. Bis jeder den Worten Glauben schenkt – und *hofft*. Sei es auch nur für einen Abend. Eine Nacht. Für drei Minuten.

Keiner aus der Bar könnte genau sagen, was Marlon über sich singen, welche Worte er für seinen persönlichen Song wählen würde. Darüber spricht er nicht. *Seinen* Song singt er nicht. Er sucht keine Klagemauer, keinen Beichtstuhl. Ihm genügen die liebenden Blicke seines Publikums, wenn er von der kleinen Bühne aufsieht und um sich schaut. Still und scheu sitzt er vor ihnen. Mit der bescheidenen Zufriedenheit eines Schülers, der seine Klasse zu Tränen rührt oder zum Lachen bringt – sie etwas fühlen macht.

Ein langer, dünner Mann auf einer viel zu kleinen, viel zu dunklen Bühne. Ein Mann, der sich einst die viel zu große Aufgabe gestellt hatte, das Gedächtnis seiner Mitmenschen zu sein. Dies an einem absurd winzigen, unbedeutenden Fleck auf der Weltkarte, um auf seine Art von Schicksalen zu erzählen, die etwas bedeuten und die ebenso gut auch seine hätten sein können. Das war sein Gedanke, als er sich zum ersten Mal zurückzog, um aus

einer ihm anvertrauten Lebensgeschichte einen Song zu schreiben. Ihn schwitzend, unter Tränen, mit Herzblut zu schreiben. Ohne diesen Gedanken hätte er ihn nicht fühlen können, nicht so singen können, dass auch andere ihn fühlen.

Sein kurzes, braunes Haar wächst zufällig, ihm gleichgültig. Bewusst lässt er seine Strähnen auf die hohe Stirn fallen, bis an die Stelle, wo einmal seine Augenbrauen waren. Wie Pfeile schießen seine Blicke ihm aus dem entstellten Gesicht. Nicht um kurz ein bestimmtes Ziel zu treffen, sondern es für alle Zeit zu finden. Bei Menschen zu verweilen, sich festzusetzen, sich interessiert an sie zu heften, um sich nie mehr von ihnen lösen zu können. Für immer in ihnen zu bleiben. Ganz egal wo sie gerade sind, und ganz egal, ob sie sich jemals wiedersehen.

Seine suchenden Blicke, sein ganzes Streben, sind unzumutbar für jeden, der nichts vom Blues versteht. Von der zielgerichteten Melancholie in dieser Musik, die kein Jammer ist, sondern die leidenschaftliche, mutige Bewusstheit darüber, wie Menschen beschaffen sind, was die Welt aus ihnen macht. Wozu sie in ihr gezwungen, wovon sie abgehalten werden oder was sie ihnen ermöglicht. Warum die einen ihr Glück gefunden, andere verloren haben oder für sich neu erfinden mussten.

Kennt Marlon erstmal die Geschichte eines Menschen, geht er ihn fortan etwas an, nimmt er Anteil an seinem ganz persönlichen Kampf. Und er beginnt sich für ihn eine glückliche, verdiente Wende zu wünschen – endlich einen Sieg. Er beginnt ihn zu lieben... und erlebt seinen ganz eigenen Triumph. Sein stilles Glück, das jedes fehlende aufwiegen soll.

Von sich selbst glaubt er, nichts erzählen zu müssen und vielleicht sogar nichts erzählen zu dürfen. Entstellte Menschen halten es für wahrscheinlicher, sich anderen geben und sie lieben zu können, als zu nehmen und geliebt zu werden. Sie sind die ewig Zweifelnden, Ich-Schwachen, die sich an den Bedürfnissen anderer orientieren. Dabei macht es keinen Unterschied, ob es sich um Entstellungen der Haut oder der Seele handelt. Trotz allem geliebt zu werden, das ist eine Utopie, an der sich kein Mensch festzuhalten wagt, der nur jene Dinge von sich sieht, die gegen ihn sprechen.

Marlons ganzes Sein lässt sich ohnehin in seinem versehrten Gesicht lesen. Davon geht er aus und schweigt. Er verlässt sich auf den stärksten aller Sinne im Menschen – das Augenlicht. Auf die verstörenden Brandmale, die mit seiner Gesichtshaut auf eine Weise verschmolzen sind, dass sie erstarrt und leblos wirkt. Ein totes Gesicht. Zutiefst abgenutzt. Abgestorben. Seine Augen und sein Mund aber sind lebendiger als sie es vor seiner Entstellung waren. Sogar seine Stimme, die sein Gesicht wurde. Dank ihr kann er sich sehen lassen. Sie macht ihn attraktiv über das Sichtbare hinaus. Er kann sich gar nicht mehr erinnern, wann er sich selbst das letzte Mal richtig gesehen hat.

Wer betrachtet sich schon gern, wenn er verletzt wurde und für immer versehrt bleibt. Ob man es sieht oder nicht – man weiß es. Wenn dann ein Song über Dich entsteht, berührt und bestärkt er Dich wie ein unerwarteter Schnappschuss, den jemand in Deinen dunkelsten Stunden von Dir macht. Gewollt von Dir macht. Dich genauso wie Du dann bist, schön findet und Dich ohne zu zögern einrahmen würde.

Dass er einmal attraktiv und eine sogenannte helle Erscheinung war, hat Marlon nicht vergessen, aber über das Sichtbare hinaus war er damals nicht besonders ansehnlich, nicht besonders glücklich. Nicht glücklicher als jetzt. Er war lediglich ein stimmlich starker Sänger, der sich den Text halbwegs merken konnte, dem Worte egal, fast lästig waren, die er nicht so genau nahm und niemandem widmete. Es gab keinen Menschen, von dem er sich nicht auf der Stelle hätte lösen können. Niemanden, der ihn auf Dauer etwas anging.

Zu dem Zeitpunkt, als er sich selbst nicht mehr sehen konnte, klang die erste Blaue Note in ihm an. Sie kam von einem vernachlässigten, schwer wiegenden Teil seines Wesens. Noch nicht aus der Musik. Ein kraftvoller Bariton jaulte in ihm auf. Sein Gesicht zu verlieren, war der Geburtsmoment seiner Fähigkeit, in sich und somit in jeden anderen hineinzusehen. Zu begreifen und anzuerkennen, warum wir alle aus unserer Geschichte kommen wie aus einem Land.

„Was soll aus mir werden?“ sagte er damals vor sich hin, allein vor dem Spiegel stehend, zum ersten Mal den Fremden betrachtend, für den er keine Zukunft sah, den er nicht ausstehen konnte, der sich nie verändern, in etwas anderes verwandeln würde. Sein neues, vom Feuer gezeichnetes Gesicht begann vielmehr ihn zu verwandeln, in etwas, das Marlon fürchtete. In einen schwachen, demütigen Menschen, der dankbar dafür werden würde, dass er nicht allein auf der Welt ist, und einsieht, dass die Welt ihm nicht gehört.

Dass die Frau, die ihn geliebt hatte, ihm nicht gehörte, sie nicht für ihn bestimmt war, wann immer ihm diese Vorstellung gefiel. Sie gefiel ihm in ihren guten Zeiten. In ihren schlechten Zeiten fand er, dass sie für einen anderen Mann bestimmt und er ganz sicher nicht der Richtige war. Heute denkt er oft an sie zurück. Unter all den Frauen ist es ihr Gesicht, das er immer noch

deutlich vor sich sieht. Das Gesicht, das sie hatte, als sie am gebrechlichsten war, als er sie am stärksten hätte lieben sollen.

Keine Frau hatte Marlon je auf eine so lästige Weise geliebt wie Jane. Diese lästige Liebe, die ununterbrochen und unausweichlich war, mit einer derartigen Fülle und Grenzenlosigkeit, machte ihn eine Leere fühlen, die er nicht wahrhaben wollte. Ihre Liebe ärgerte ihn sogar, forderte ihn heraus, zu einem Kampf, auf den er nicht vorbereitet war, bei dem er nur versagen konnte. Es schien ihm, als hätte er nichts zu geben. Weder ihr noch sonst jemandem. Er zog in sich zu viele Grenzen und hatte keinen Sinn für Zweisamkeit, die einem Gewicht verleiht, über das Körperliche hinaus intim ist.

Jane dagegen glaubte, ihm nicht zu genügen. Nicht gut genug zu sein. Je mehr sie ihn liebte, umso unwürdiger kam sie sich selbst vor. Sie litt unter der häufig bittersten, zwischenmenschlichen Ironie, dass es die Liebenden sind, die mit vollem Herzen leer ausgehen, ihre Hingabe ihnen zur Last wird und sie mit den Menschen, die sie lieben, am einsamsten sind.

Marlon sah weder die Ironie in ihrer Liebe, noch verstand er ihre Einsamkeit. Er verstand sie nicht. Die Frau in ihr sah er und begehrte sie. War das nicht seiner Liebe genug? Genug Zweisamkeit? Wozu sollte er ihre Geschichte kennen, wenn er sie – Jane – jetzt kennt? Er hätte nicht einmal seine eigene wiedergeben können. Sie beschäftigte ihn nicht. Nichts, was sich nicht im Hier und Jetzt abspielte, erweckte sein Interesse.

Für ihn war es schwer genug, das Heute so optimal, so angenehm wie möglich zu gestalten, sich bei allem leicht zu fühlen, auf der Stelle zu treten, die Anforderungen des Lebens nicht mitzubekommen. Uneingeweiht zu bleiben. Der ewige Junge, der spielt und lacht und fordert. Ein imaginärer Sieger, dem

alles gelingt, dem alles und jeder sich fügt. Er braucht es sich nur zu wünschen, nichts zu leisten, sein Leben unberührt von den Leben anderer treiben zu lassen. Eine schönere Geschichte als diese kann man nicht haben. Immer wieder voller Spannung neu anfangen, ohne eine überraschende Wende, ohne aufwühlende Höhepunkte, ohne dass es real und sinnvoll weitergeht.

Jane kannte Marlon wie sich selbst. Sie wusste, wann sie still, wann sie auffallend schön und wann sie gut drauf sein sollte. Es gelang ihr immer seltener, ihre eigene Natur zu überlisten, ihm den Auftritt zu bieten, an dem er Gefallen fand, der seine Aufmerksamkeit erregte und seinen Blick auf ihr hielt. Länger als sonst. Länger als vielleicht bei einer anderen Frau, die von Natur aus den Auftritt liebte, das private Blitzlichtgewitter, das leichte Leben für den Moment.

Sie begann etwas zu tun, wozu sie nie ein Bedürfnis hatte. Nicht einmal als junges Mädchen. Ihre ganze Wahrnehmung wurde in ein tiefdunkles Blau getaucht. Sie allein sah mit diesen Augen, deren Schärfe in die Tiefe ging. Alles um sie herum nahm diese Farbe an. Sie hatte etwas ozeanisch Beängstigendes und ließ sie einem ebenso tiefen Klang aufhorchen, dem sie folgen sollte. Der Angst entgegen tauchend. Und plötzlich schrieb sie Gedichte, für die sie kein Talent hatte. Lediglich um den roten Faden in ihr selbst nicht völlig zu verlieren, sich selbst etwas zu geben, sich daran zu erinnern, wohin sie mit sich wollte, was sie wirklich fühlte und woran sie dachte, wenn es nicht klug von ihr war, zu denken.

Sie schrieb die Zeilen auf, die Papier nicht übelnahm, nicht wertete, nicht verurteilte, las sie unzählige Male und verbrannte sie. Wie wenn man einen Brief in Flammen setzt, der nichts als Wahrheit, nichts als Schönheit ist, aber den Empfänger nie erreichen wird, selbst wenn er ihn liest.

Nach dieser kurzen Phase ihres Abtauchens in die blauen Tiefen ihrer Selbst, nach ihrem Versuch, Wahrheit und Schönheit für dasselbe zu halten, hörte sie auf, Worte zu schreiben, die ohnehin zu Asche wurden. In dieser Zeit erlebten Jane und Marlon auf einmal eine erstaunlich glückliche Zweisamkeit, in ihrer ursprünglichsten, leichtesten Form. Eine allerletzte Zeit. Nie war Jane für Marlon aufregender, begehrenswerter und unterhaltsamer. Wie noch nie zuvor war sie sogar ganz sicher für ihn bestimmt und er für sie.

Bis sie nicht mehr erschien, er nichts mehr von ihr hörte, sie auf lästige Weise vermisste. Eine Sehnsucht, die er nicht gewöhnt war. Ein Gefühl des Habenwollens und Nichtkönnens. Ein Denken, das nicht zum imaginären Sieger passte. Es war die unerträgliche Regung in ihm, eine Demütigung, die ihn wütend vor ihre Wohnung trieb, wo sie wieder nicht erschien, sich nicht hören ließ und er kraft seiner Wut die Tür eintrat.

Jane kauerte auf dem Küchenboden. An den Gasherd gelehnt, den sie eine Weile aufgedreht und wieder zuggedreht hatte. Die Luft inhalierend, die nicht mehr ausreichte, um ihre Lungen zu füllen, sie zu ersticken. An ihren Armen hatte sie versucht, den Tod ehrlicher herbeizuführen, ihre ganze Geschichte aus sich ausbluten zu lassen. Sie dazulassen, wo sie zuletzt von einer neuen geträumt hatte, ihre alte und nur für andere verblasste Geschichte nicht mehr mitnehmen zu müssen. Marlon bemerkte sie nicht mehr. Sie erwartete ihn nicht mehr.

Er baute sich zunächst empört vor ihr auf. Das dunkle Rot sah er noch nicht scharf genug. Seine Stimme wurde laut. Sein Habenwollen verwandelte seine Worte in Schreie, die Jane aus ihrer Bewusstlosigkeit herausrissen. Da sah sie ihn dann deutlich und blieb selbst teilnahmslos. Gleichgültig. Obwohl er

aufrecht stand, kam er ihr klein vor. Er hatte etwas Abstoßendes an sich, das nur sie in diesem Augenblick so empfand. Als wäre er irgendein Mann von der Straße, ihr zugelaufen, den sie nie angesprochen hätte, und der sich nun uneingeladen in ihr Leben drängte. Ein Mann, der ihrer Geschichte keine neue Wende bringen würde. Keinen Höhepunkt. Keinen Sinn, sie weiterzuerzählen.

In ihrer dunkelsten Stunde sah Jane verblüffend klar, alles wurde ihr ans Licht gebracht, während Marlon verstummte und sich versteinert vor sie hinkniete, nicht verstand, was sich hier abspielte, keine Ahnung hatte, was er tun sollte. Auch Jane erschien ihm fremd. Sie sah aus wie jeder, wenn er allein mit sich ist und niemandem gefallen muss. Es zog ihn nicht mehr zu ihr hin, nur noch von ihr weg. In seiner Hilflosigkeit wirkte sie auf ihn heller und stärker als er. Sie, die in ihrem Blut kauerte, ihm leise und schwer verständlich sagte, was ihm einfach nicht einfiel.

Es fiel ihm nicht ein, dass diese Frau, die er nicht mehr zu kennen glaubte, dabei war, ihr Leben zu verlieren oder es zurückzugewinnen. Dass dies, was er hier vorfand, kein für ihn bestimmter Auftritt sein sollte. Dass es an ihm war, zu wählen und zu handeln, sich für eine Möglichkeit zu entscheiden. Sie nur anzustarren und ihr zu schaden oder ihr zu helfen, sie womöglich sogar zu heilen.

Marlon löste sich endlich aus seiner Erstarrung und tat, was Jane ihm sagte. Er verband fest ihre Arme, mit dem saugfähigsten, dichtesten Stoff, den er in ihrer Wohnung finden konnte. Dort kannte er sich nicht aus und es beschämte ihn. Nirgends kannte er sich bei ihr aus. Er geriet in Panik, wählte den Notruf und hämmerte schließlich an die Türen ihrer Nachbarn, um nicht allein mit ihr

zu sein. Nie wieder allein mit ihr. Mit dieser fremden Frau, die jetzt aus Momenten eine Ewigkeit machte.

In der Notaufnahme sollte er Antwort darauf geben, in welcher Beziehung er zu Jane stand. Er zögerte. Er plapperte, verlor sich in vagen Bezeichnungen, in erklärendem Nichts. Genau und sicher waren nur seine Gedanken. Wie konnte sie ihm das antun? Ihm so lästig werden? Es hätte doch alles so schön und leicht, nicht derart lebensnah sein können! Stattdessen musste Marlon aus ihrem Schaden klug werden. Sein Habenwollen war in Wahrheit ein Nichtkönnen. Nichtlieben.

Daran wie jeder, der ihm Fragen stellte, sich irgendwann von ihm abwandte, ganz von ihm abließ, um sich um Jane zu kümmern, erkannte er, wie nutzlos er dort war. Dass es ihre Not war, nicht seine, die ihn in diese Lage gebracht hatte, für die er nicht geschaffen war. Dass er für Jane nicht geschaffen, nicht für sie bestimmt war. Der falsche Mann, der in keiner Beziehung zu ihr stand. Auch Jane wandte ihr Gesicht ab, als er versuchte, an sie heran zu treten, ohne dass ihm ein einziges Wort einfiel, das er an sie richten wollte. Er war ein Fremder für sie geworden. Ein x-beliebiger Mann von der Straße, der meinte schon zu lieben, was er nur für Momente gesehen hatte.

Ohne dass es jemandem auffiel, verschwand er, ließ sie dort zurück, gab sie vollends auf und kapselte ihr Leben von seinem ab. Es war Zeit für einen neuen Anfang. Anfangen. Darin war er gut. Den ganzen lästigen Rest brauchte Marlon nicht.

Ein paar Monate lang fing er immer wieder neu an. Mit Jane, die nicht mehr fremd aussah, hätte er auch wieder neu anfangen wollen. Sie aber hatte ihre gemeinsame Geschichte beendet. Die Tatsache, dass sie wieder zu sich kam, überlebt hatte, war die Auflösung.

Eines Nachts zog Marlon mit Harvey, einem Arbeitskollegen, durch Bars seiner Heimatstadt. Es war mehr ein Vorort. Klein und unscheinbar, die Menschen ein bisschen wie aus vergangenen Zeiten, stehen geblieben. Harvey, der seinen Heimatort einfach nur „Kaff“ oder „Fleck“ nannte, schien auch im Ganzen dorthin zu passen, auch wenn er in einer Stadt lebte und übertrieben stolz darauf war. Er kehrte gern zu seinen Wurzeln zurück, um behaupten zu können, dass er sich längst entwurzelt hatte, verändert und verwandelt war, er einiges mehr drauf hatte als all die Leute, die immer noch in dieser düsteren Kulisse lebten.

Beide waren sie schon ziemlich angetrunken, als sie wieder zurück in die Stadt fuhren. Sie rollten über eine kurze Brücke, unter der ein Fluss das winzige Kaff umrandete. Eine schiefe, rostende Tafel zeigte bereits den Highway an. Marlon erinnert sich noch heute sehr gut daran, dass ihn in diesem Augenblick die unwiderstehliche Lust überfiel, einfach Gas zu geben, endlich den Highway zu erreichen, schneller zu fahren als er denken konnte. Die Wirkung des Alkohols würde bald schwächer werden und er sehnte sich danach, das Gefühl der Trunkenheit zu verlängern, es mit einem neuen Kick zu erweitern, diesem kleinen Leben davonzufahren. Von niemandem überholt, niemals eingeholt zu werden.

„Halt! Stopp!“ schrie Harvey. Marlon trat abrupt auf die Bremse, aufgeschreckt blickte er um sich.

„Da ist ja immer noch der Schuppen!“ rief Harvey aus. „Mann! DAS ist unsere letzte Station – unsere letzte Runde geht auf mich!“ Er zeigte links von ihnen auf eine beleuchtete, alte Hütte am Waldeingang, an der entlang der Fluss vorbeizog. Im Wasser spiegelten sich die blauen Neon-Buchstaben, die jemand amateurhaft aufs Dach befestigt hatte: „Blue Notes“. Harvey wurde nicht müde zu wiederholen, seit wie vielen Jahren diese Bar, dieser *Schuppen*, da schon steht. „Historisch“ nannte er ihn, „am Arsch dieses Kaffs“ liegend, wo Leute hingehen, die „total am Arsch sind“.

Früher hing der Name „Blue Notes“ noch von Hand geschrieben auf einem gebastelten Kartonschild über der Tür. Ein ruhiger Bass und eine starke Frauenstimme klangen nun aus dem rechteckigen, baufälligen Häuschen, das selbst einer nassgewordenen Kartonschachtel glich. Marlon wollte nicht hineingehen. Er wollte auf den Highway zurasen. Aber Harvey lallte derart fordernd vor sich hin, wusste auf einmal so viel über diese sogenannte Bar zu erzählen, dass er ihn davon nicht hätte abbringen können. Und er brauchte jetzt was zu trinken, was Starkes. Vielleicht würde ihm die Frau gefallen, ihm für eine Stunde noch mehr gefallen, vielleicht würde auch er singen, Beifall bekommen. Alles das zusammen brauchte er jetzt irgendwie. Alles das schien ihm plötzlich viel zu lange her, längst überfällig.

Er fuhr über die Wiese auf den Wald zu und parkte sich zwischen Oldtimern und ausgedienten Automodellen ein. Alles Schrott von gestern, befanden Marlon und Harvey einstimmig. Die Bar selbst war in diesen frühen Morgenstunden noch gut besucht, aber nicht überfüllt. Die beiden Stadtmenschen, die hereintraten und sich an den Tresen setzten, fielen niemandem auf. Harvey wurde nicht angesprochen. Man schien dort *unter sich* und ganz aufeinander eingestellt zu sein.

Die junge, hörbar unerfahrene Band begleitete die Frau auf der Bühne dezent, die eine Blues-Ballade sang. Mit einer Stimme, die kraftvoll und sanft zugleich sein konnte. Je nachdem, welche Noten, welche Worte sie klingen ließ. Auch ihre Hautfarbe hatte eine doppelte Bedeutung, war schwarz und weiß zugleich. Ihr Haar tiefschwarz und glänzend, das ihr wellenförmig über die Schultern fiel. Immer trug sie ein anderes blaues Kleid. In verschiedenen Blautönen. In dieser Nacht war es ein warmes Violettblau. Sie sang zum zweiten Mal hintereinander einen Song von Nina Simone, den sie offenbar sehr mochte, weil er ihrer Stimme lag, oder weil er dort beliebt war. Ein leiser, sanfter Blues, der die meisten in der Bar dazu veranlasste, mitzusingen.

{„I wish I knew how it would feel to be free...
I wish I could break all the chains holding me...
I wish I could say all the things I should say...
say'em loud, say'em clear...
for the whole round world to hear...
I wish I could share all the love that's in my heart...
remove all the bars that keep us apart...
I wish you could know what it means to be me...
then you'd see and agree that every man should be free...
I wish I could give all I'm longing to give...
I wish I could live like I'm longing to live...
I wish that I could do all the things that I can do...
though I'm way overdue I'd be starting a new...
well I wish I could be like a bird in the sky...
how sweet it would be I found I could fly...
oh I'd soar to the sun and look down at the sea...
and I'd sing cos' I know how it feels to be free.“}

Marlon und Harvey kippten ein paar starke Drinks runter, aber sie wirkten nicht, wie sie es sich wünschten. Zwar konnten sie sich von neuem betrinken, fühlten sich aber schwerer, nicht leichter. Zwei Songs später torkelte Harvey jammernd ins Auto, wo er einschlief. Er war – wie er selbst sagen würde – „total am Arsch“. Marlon langweilte sich. Die Band spielte nicht schnell genug, nicht laut genug. Er hatte nicht einmal mehr Lust auf den Highway. Fahren wollte und sollte er nicht mehr. Singen wollte er auch nicht, nicht in dieser Bar, doch es musste sich noch etwas ereignen, um ihn herum passieren. Dieser Blues ging ihm wie Harvey, den er nie besonders leiden konnte, auf die Nerven. Dieser neue Song ging ihm auf die Nerven.

{„...don't start me to talking... I'll tell you everything I know...
and you'll say to me, you've got to go...“}

„Warum singt eine so schöne Frau wie Du so traurige Songs? In dieser öden Bar?“ rief er der Sängerin zu, als sie endlich auf den Tresen zuging, worauf er gewartet hatte. Sie lachte auf. Humorlos. Ohne ihn anzusehen. Eine Mundharmonika heulte von der Bühne auf. Die Band spielte ohne sie weiter.

„Vielleicht singe ich sie gerade deshalb.“ sagte sie an den Barkeeper gewandt, den sie um einen Fruchtsaft bat. Dann setzte sie sich auf den Hocker und wandte sich an Marlon, der drei Sitzplätze von ihr entfernt saß.

„Welche Bar ist denn nicht öde?“

Marlon sah jetzt erst deutlich ihr Gesicht, lästig ernst war es, und er wünschte sich, sie würde wieder auf die Bühne gehen. Sie war um einige Jahre älter als er. Von weitem hatte sie schöner auf ihn gewirkt. Verheißender. Das war einmal. Jetzt war sie einfach nur eine alternde Frau in einer heruntergekommenen Bar, die einen langweiligen Saft trank. Ihn unter

langweiligen Leuten trank. Ihr ganzes Leben konnte man in ihrem Gesicht sehen. Wie dieses Kaff und diese Bar schien ihm jetzt auch die Sängerin zu sein. Historisch. Von Gestern. Aus dunklen Ecken stammend, denen keiner mehr Beachtung schenkt, an denen man lieber vorbeifahren sollte.

Sie musste seine Gedanken erraten haben. Auf ihre Frage erhielt sie keine Antwort. Sie setzte sich wieder gerade hin und sprach mit dem Barkeeper, der auf einem Auge blind war. Die Flaschen im Regal hinter ihm waren nach Farben sortiert. Die Sängerin erzählte ihm von ihrer fortschreitenden Krankheit, dass sie und die Band, die aus ihren jüngeren Brüdern bestand, bald aufhören mussten und dass es wohl auch mit der Bar bald zu Ende gehen konnte.

Marlon dachte wieder an den Highway. An die Großstadt. An Verheißungen, die keine leeren Versprechungen sind. Wo man bekommt, was einem angeboten wird, alles leicht und nicht ernst zu nehmen ist. Wo es keine unangenehmen Überraschungen gibt.

Er holte seine Brieftasche hervor und bezahlte die Drinks, die letzte Runde, die Harvey übernehmen wollte. Die Sängerin stieg wieder vom Barhocker und musterte ihn.

„Bist Du Harvey's Liebhaber?“ fragte sie.

Marlon erbleichte, wurde starr, reglos. Für einen Moment sah er Jane vor sich und spürte erneut, dass er sich nicht bewegen konnte. Nichts sagen konnte.

„Glaube nicht.“ sagte der Barkeeper trocken und begann aufzuräumen. Die Sängerin mit dem ernstesten, vom Leben gezeichneten Gesicht machte sich auf den Weg zurück auf die Bühne, um ein Schlusslied zu singen, das der letzte Akt, der Höhepunkt sein sollte. Marlon starrte ihr benommen nach. Er wusste nicht,

ob er sie wirklich verstand oder es sich nur einbildete, doch hörte er sie etwas sagen, etwas wie „der hat ja wirklich gar keine Ahnung“.

Marlon schreckte von seinem Platz hoch. Im Begriff hinauszurennen, stieß er sein leeres Glas um. Es rollte über den Tresen und zerbrach auf dem Holzboden. Die Scherben mischten sich mit anderem Zerbrochenen zusammen, das den Boden säumte. „Was für eine gottverdammte, beschissene Nacht!“ fluchte Marlon. Er wollte das Glas bezahlen, aber er hielt es keine Sekunde mehr in dieser Bar aus und rannte zu seinem Wagen.

Harvey lag ausgestreckt auf dem heruntergelassenen Beifahrersitz. Offenen Mundes schnarchte er so laut, dass Marlon ihn draußen hören konnte. Die Scheiben waren beschlagen von seinem volltrunkenen Atem. Marlon kamen die schmutzigsten, die boshaftesten Gedanken. Er malte sich die widerlichsten Varianten aus, wie diese Nacht womöglich ausgegangen wäre, wenn *er* jetzt hier sturzbetrunken im Auto läge. Auf dem Beifahrersitz lag nicht mehr Harvey. Er war nun das niederträchtigste Tier, das sich gekonnt vor Marlon getarnt hatte. Hinterlistig und lauernd, während Marlon *wirklich gar keine Ahnung hatte*, dass er seine Beute werden sollte.

Aus der Bar hörte er widerwillig Brocken des letzten Aktes, den Höhepunkt des Blues:

{„...before I go... my soul is my witness...for what I'm going through...“}

Er riss die Fahrtür auf. Um frische Luft hineinzulassen wartete er ein paar Minuten, in denen ihm endlich klar wurde, warum er auf diesem gottverlassenen Fleck gelandet war, warum er dorthin gelockt wurde. In

Harvey's alte Heimat, wohin er – Marlon – abgeschleppt wurde. Wo jeder Mann, der sich dort mit Harvey zeigte, sein Liebhaber sein musste. Liebhaber. Dieses Wort – geradezu ein Schimpfwort – hörte sich sonst wie eine Auszeichnung für ihn an.

Marlon wurde übel. Er sah sich wieder zurückversetzt an den Tag, als er Jane vorfand, als er an die Türen ihrer Nachbarn hämmerte. Mit derselben aufkommenden Wut stieg er in den Wagen. Ohne Harvey anzusehen, den Ekel nicht aufkommen zu lassen, startete den Motor und fuhr stockend von der Wiese runter. Wie ein Anfänger. Den Highway vor Augen. Die Demütigung in sich, für die er sich zu entschädigen suchte.

Marlon raste über den Highway, als wäre er auf der Jagd. Nach Harvey, der es auf ihn abgesehen hatte. Nach Jane, die sich ihm entzog. Nach Beifall. Nach der Leichtigkeit des Seins. Nach allem, was er wollte und nicht haben konnte. Er drehte das Radio auf, suchte nach einer Musik, die Laune machte, um sie auf maximale Lautstärke zu stellen. Laut und schnell schoss er über den Asphalt. Niemand war ihm im Weg. Die Straße gehörte ihm.

Die Musik weckte Harvey, der verwirrt zwischen Marlon und der Straße hin und her blickte. Sachte legte er seine Hand auf Marlon's Schulter.

„Hey langsam, mein Lieber!“

Marlon hatte nicht bemerkt, dass Harvey wach wurde. Erst als er seine Hand auf sich spürte, fiel ihm wieder ein, wen er hier mit sich fuhr. Reflexartig verwandelte sich seine rechte Hand in eine Faust, die in Harvey's Gesicht reindonnerte. Er hörte ihn neben sich winseln und stammeln, verstand ihn nicht und schaute ihn nicht an. Harvey versuchte, die Musik leiser zu drehen. Dabei gerieten die Hände der beiden Männer aufeinander. Für Marlon

bedrohlich aufeinander. Unerträglich lästig. Er verlor jedes Gefühl fürs Gaspedal, fürs Lenkrad. Für das, was er tat. Der Wagen donnerte in die Seitenplanken des Highways, wie zuvor seine Faust in Harvey's Gesicht. Sie überschlugen sich und hingen kopfüber ans Dach des Wagens gedrückt, mit der Beifahrerseite an die Planken gequetscht. Allein auf dem leeren Highway, wo sie endlich stehen blieben. Stecken blieben.

Marlon gelang es, durchs Fenster hinauszukriechen. Harvey war am Kopf schwer verletzt und konnte sich offenbar nicht bewegen. Vielleicht hatte er sich zuviel gebrochen oder er war noch zu benommen. Marlon lag draußen auf der Straße und sah wie Harvey dieselbe Hand von vorhin zitternd nach ihm ausstreckte. Doch Marlon glaubte, selbst verletzt genug zu sein, keine Kraft mehr zu haben. Bis er das Benzin roch, es auslaufen sah. Da erst spürte er, dass er erstaunlich unverletzt geblieben war, wahrscheinlich nur jede Menge Prellungen hatte, aber sich noch regen, noch reagieren konnte.

Wieder dachte er an Jane – und er reagierte. Auf der Fahrerseite kroch er mit seinem Oberkörper wieder in den Wagen und ergriff Harvey's Hand. Nur seine Hand sah er. Noch immer sah er ihm nicht ins Gesicht, was er sein Leben lang bereuen würde.

Harvey war zu schwer für ihn – oder Marlon war in dieser Nacht zu schwach für Harvey. Zu langsam, nachdem er zu schnell war. Gerade jetzt verweicht und vorher brutal. Plötzlich hörte er Autoreifen quietschen, hörte sie bremsen, jemanden anhalten und war erleichtert. Er war nicht länger allein mit Harvey. Reflexartig entzog er ihm seine Hand, die er von da an dem Feuer überlassen hatte.

Das war das Letzte, was ihm noch bewusst war, bevor er bewusstlos wurde. Bevor die ersten, noch schwachen Flammen ihn selbst erfassten, ihn milde erfassten, ihn für immer verändert hatten. Für die guten wie für die schlechten Zeiten.

Marlon Travis schämt sich heute für seine Geschichte. Diese Scham teilt er mit sehr vielen Menschen. Ihn aber beschäftigt noch immer eine Frage, auf die er keine Antwort findet. Sie ist ihm die eine Blaue Note, zu der ihm kein Text, keine Melodie einfällt. Er hat diese Frage auch niemandem gestellt, noch hat er je den Eindruck gehabt, dass sich andere dasselbe fragen. Vielleicht ist es die Scham, die es einfach nicht zur Sprache bringen lässt. Und ganz sicher ist es der Grund, warum Marlon sich heute Jane nicht einfach zeigen kann, nicht zu ihr hingehen kann, sie aber gern wiedersehen möchte. Sei es auch nur ein Mal.

Wie kommt es, dass es Menschen gibt – Menschen wie Jane – die schon sanften Herzens auf die Welt kommen. Ihre Augen, alle ihre Sinne nach dem Herzen richten, danach handeln, auch wenn sie daran zerbrechen und darum mit stärkeren Sinnen ausgestattet sind. Überhaupt zu mehr Kraftaufwand im Leben herausgefordert werden. Und dann gibt es noch Menschen wie ihn – wie Marlon – der ein ganz konkretes Gebrechen braucht, eine Entstellung braucht, damit sich das Eis Stück um Stück von seinem Herzen abschlägt. Ihn aus der kalten Erstarrung holt und ihn fühlen lässt, was es wirklich bedeutet, ein Mensch unter Menschen zu sein. Welche grosse, sinnvolle Aufgabe das ist – welche besondere Note es dem Leben verleiht.

Marlon hatte für Jane einst einen Song geschrieben und ihn ihr mit einem Brief geschickt. Darin hatte er ihr auch seine Geschichte zukommen lassen. Sie wissen lassen, wo sie ihn finden kann, wenn sie ihn finden möchte. Das hat ihm viel Mut abverlangt, auf den er dann viele Tage und Nächte in panischer Angst zubrachte. Er hatte nie eine Antwort erhalten und wartet noch heute an manchen Abenden darauf, dass sie im „Blue Notes“ erscheint. Vielleicht einfach nur als Gast auf der Durchreise, der nicht vorbeifahren wollte.

Nichts von ihr zu hören und zu sehen, lässt ihn mittlerweile hoffen, dass sie glücklich geworden ist. Ein Blues-Song, der zum Tanzen anregt. Von jemandem geliebt. Für jemanden bestimmt.

Eine solche Vorstellung verbindet er auch mit Harvey, den das Feuer vielleicht an einen Ort auffliegen ließ, an dem er sich und seine Liebe nicht länger verbergen muss.

Diese Hoffnung für sie beide zu haben, schenkt Marlon die langersehnte, endgültige Gewissheit, ein Liebender zu sein. Auch eine der besonderen Noten in einer oft klanglosen Welt.

Dunkelste Stunden

„Das sind die Stunden, die wir nicht begreifen!
Sie beugen uns in Todestiefen nieder
Und löschen aus, was wir im Trost gewusst,
Sie reißen uns geheimgehaltene Lieder
Mit blutend wunden Wurzeln aus der Brust.
Und doch sind das die Stunden, deren Last
Uns Stille lehrt und innerlichste Rast
Und die zu Weisen uns und Dichtern reifen.“

Oft ist das Leben

„Oft ist das Leben lauter Licht
Und funkelt freudefarben
Und lacht und fragt nach denen nicht,
Die litten, die verdarben.
Doch immer ist mein Herz bei denen,
Die Leid verhehlen
Und sich am Abend voller Sehnen
Zu weinen in die Kammer stehlen.

So viele Menschen weiss ich,
Die irren leidbeklommen,
All ihre Seelen heiss ich
Mir Brüder und willkommen.
Gebückt auf nasse Hände
Weiss ich sie abends weinen,
Sie sehen dunkle Wände
Und keine Lichter scheinen.

Doch tragen sie verborgen,
Verirrt, und wissen's nicht,
Durch Finsternis und Sorgen
Der Liebe süsSES Licht.“

(Hermann Hesse, 1877 – 1962)